

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Miller Haines, Kathryn
Miss Winter läßt nicht locker

Ein neuer Fall für Rosie Winter
Aus dem Amerikanischen von Kirsten Riesselmann

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4264
978-3-518-46264-5

suhrkamp taschenbuch 4264

Rosie Winter ist auf dem Weg in die Südsee. Zusammen mit ihrer Freundin Jayne und einer Gruppe Tänzerinnen soll sie in diesem Juni 1943 bei den Soldaten an der Front für gute Laune sorgen. Doch das erweist sich als gar nicht so einfach: Die Überfahrt ist turbulent, die Feldbetten hart und das Essen schlecht. Außerdem stiehlt der Hollywood-Star Gilda DeVane den anderen Frauen die Show, und Rosies große Liebe Jack gilt seit Wochen als vermisst. Während Rosie zwischen Tanzeinlagen und Luftangriffen versucht, mehr über Jacks Verschwinden herauszufinden, wird Gilda bei einem ihrer Auftritte erschossen ...

Kathryn Miller Haines, aufgewachsen in San Antonio, Texas, studierte Englische Literatur und Theaterwissenschaften. Sie ist Dramatikerin, Schauspielerin und Krimiautorin. Mit Mann und Hunden lebt sie in Western Pennsylvania. Zuletzt sind von ihr erschienen: *Miss Winters Hang zum Risiko* (st 4090) und *Ein Schlachtplan für Miss Winter* (st 4166).

Kirsten Riesselmann arbeitet als Kulturjournalistin und Übersetzerin in Berlin. Sie hat u.a. Kathryn Miller Haines und Adrian McKinty aus dem Amerikanischen übertragen. Ihre Artikel erscheinen u.a. in der taz, der Spex und der Berliner Zeitung.

Kathryn Miller Haines

**Miss Winter
lässt nicht locker**

Ein neuer Fall für Rosie Winter

Aus dem Amerikanischen von
Kirsten Riesselmann

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel *Winter in June*
bei HarperCollins Publishers.
© 2009 Kathryn Miller Haines

Umschlagfotos:
Sie Productions/Corbis; plainpicture/Gunter Flegar

suhrkamp taschenbuch 4264

Erste Auflage 2011

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich

ISBN 978-3-518-46264-5

1 2 3 4 5 6 -16 15 14 13 12 11

Miss Winter lässt nicht locker

*Für meine Schwester Pam,
die noch nie davor zurückgeschreckt ist,
einmal halb um die Welt zu reisen,
um zu finden, was sie sucht.*

*Und für Garrett,
der Grund genug für mich ist,
zu Hause zu bleiben.*

1 Eine kleine Reise

Mai 1943

Ich hatte gehofft, wir würden einen Bon-Voyage-Champagner bekommen. Stattdessen bekamen wir eine Leiche.

Was nicht das erste Problem war, das uns auf unserer Reise begegnete. Im Vorfeld war ich von der Regierung gepiesackt und vom Passamt gedemütigt worden, und man hatte mir so viele Schutzimpfungen verpasst, dass ich schon kein Wasser mehr zu trinken wagte – aus Angst davor, leck zu schlagen.

»Gehen Sie bitte zur Seite.«

Und jetzt standen meine beste Freundin Jayne und ich am Hafen von San Francisco in einer kilometerlangen Schlange, um an Bord der *Queen of the Ocean* zu gehen, einem ehemaligen Kreuzfahrtschiff, das die Navy einem neuen Verwendungszweck zugeführt hatte: uns zu den Kriegsschauplätzen im Pazifik zu bringen.

»Gehen Sie zur Seite, Miss.«

Ein Hafenwachtmeister, der sich über den Kai einen Weg in Richtung Schiff zu bahnen versuchte, stieß mit mir zusammen.

»Was schubsen Sie denn so?« Mir taten die Füße weh, ich hatte schlechte Laune und jetzt schon die Nase voll davon, wie die Militärs vorgaben, wer gut behandelt wurde und wer nicht. Der Wachmann machte sich gar nicht erst die Mühe, mir zu antworten. Er war bereits der Dritte, der mit versteinerner Miene an uns vorbeigerauscht war. Die Sonne brannte auf uns herunter, aber

die Luft war kühl, es blies eine frische Brise. Dummerweise hatten wir uns im Zug umgezogen und Sommerkleider übergestreift, und ich stellte fest, dass ich mich nach meiner wollenen Strickjacke sehnte.

»Wie lange stehen wir jetzt schon hier?«, fragte Jayne. Seit fast einer Stunde waren wir keinen Zentimeter vorangekommen. Ich fragte mich bereits, ob das Ganze vielleicht eine militärische Übung war, die unsere Fähigkeit, stundenlang auf einem Fleck zu stehen, auf die Probe stellen sollte – sicher eine nützliche Fertigkeit, falls der Feind sich entschließen sollte, unsere Truppen mit attraktiven Krediten zu bombardieren. »Wenn ich mich nicht bald hinsetzen kann, kippe ich um, das versprech' ich dir«, sagte Jayne.

Weitere Soldaten und Matrosen reihten sich hinter uns in die Schlange ein. Ich kann nicht behaupten, dass mir gefiel, was ich sah. Diese Jungs waren so jung, dass mindestens die Hälfte von ihnen sich noch nicht zu rasieren brauchte – darauf hätte ich meinen rechten Arm verwettet. Sie ließen Kaugummiblasen platzen, erzählten Witze und blätterten ihre Comics mit einer Hand um, weil sie mit der anderen ihre Taschen schleppen mussten. Vielleicht versuchten sie, sich von den kriegesischen Heldentaten von Mandrake dem Zauberer und Joe Palooka inspirieren zu lassen. Immerhin hatte man den beiden Geschichten auf den Leib geschrieben, in denen sie zur Armee gingen, um gegen die Nazis zu kämpfen, was nur recht und billig war. Oder waren solche Storys für die Soldaten doch zu nah dran am echten Leben? Vielleicht mochten sie Superman lieber, der nie die Möglichkeit bekommen würde, die amerikanische Uniform anzulegen. Er war wegen mangelnder Sehkraft

ausgemustert worden – wahrscheinlich wusste der Verlag, wie unfair es wäre, den Mann aus Stahl im Kampfeinsatz zu zeigen, während die Jungs, die ihn verehrten, nicht über dieselben Superkräfte verfügten.

Jemand tippte mir auf die Schulter. Als ich mich umdrehte, sah ich einen hübschen Jungen, der erwartungsvoll auf mich herunterblickte. Die weiße Matrosenmütze hatte er so weit zurückgeschoben, dass er gegen die Sonne anblinzeln musste. »Stimmt es, dass sie eine Leiche gefunden haben?«

»Was?« Wenn das seine Art war, mit mir anzubandeln, musste er noch viel lernen.

»Es hört sich so an, als hätten sie eine tote Frau im Wasser gefunden.«

»Ja, das stimmt«, sagte ein Kamerad, der nicht zur Gruppe des Ersten gehörte. Er trug eine Marineuniform und hatte ein Milchgesicht. »Sie ist immer noch da unten. Sie versuchen, sie unterm Pier herauszufischen.«

»Ja«, sagte ein Freund von ihm, der mit seinem hellblonden Bürstenhaarschnitt in der Sonne fast glatzköpfig aussah. »Sie soll erschossen worden sein. Die Hafenzentrale durchkämmt in dieser Minute das ganze Schiff.«

Ich trat aus der Schlange, ließ meinen Blick über den Hafen schweifen und suchte nach einem Beleg für das, was sie gesagt hatten. Überall waren Menschen – insgesamt vielleicht zwanzigtausend, und alle mit dem Ausdruck im Gesicht, als seien sie gerade unabhkömmlich. Neben den tausenden auf dem Kai herumwuselnden Männern und Frauen, die von hier in ihnen unbekannte Gefilde aufbrechen würden, standen tonnenweise Lebensmittel, Verpflegung und Munition – alles »Made in America« für die Truppen in Übersee. Auf riesigen Pa-

letten warteten Milch- und Eipulver auf die Verladung. In eilig aufgebauten Kabinen wurden Soldaten in letzter Sekunde geimpft. Diejenigen, die noch keinen Einberufungsbefehl erhalten hatten und die Zeit bis zur Order absitzen mussten, wurden an Informationsständen in örtliche Hotels oder andere Vergnügungsetablisements dirigiert.

Und dann sah ich sie. Mit dem Gesicht nach unten im Wasser. Ihre Kleidung, die um ihre Aufgabe gebracht war, blähte sich um sie herum auf und sah aus, als wollte sie jeden Augenblick die Flucht ergreifen. Wenn ich nicht gewusst hätte, wonach ich suchte, hätte ich sie wahrscheinlich für eine im Hafenbecken dümpelnde, weggeworfene Puppe gehalten. Neben ihr schaukelte ein Motorboot, und der von ihm verursachte Wellengang erweckte für einen Augenblick den Anschein, sie wäre noch am Leben. Der Mann im Boot versuchte, ihren Rock mit etwas, das nach einem großen Haken aussah, zu fassen zu kriegen und sie zu sich heranzuziehen.

»Oh Gott«, sagte Jayne, »wie schrecklich.«

Als ihr Körper zum Boot gezogen wurde, drehte sich die tote Frau auf den Rücken. Lange blonde Ringellocken lagen wie ein Strahlenkranz um ihren Kopf – so würde ein Kind die Sonne malen. Obwohl wir weit weg standen, konnte ich sehen, dass ihre Augen geöffnet waren und immer noch Zeugnis ablegten von ihren entsetzlichen letzten Augenblicken.

Jayne griff meinen Arm und versuchte, mich zurück in die Schlange zu ziehen. »Kuck nicht hin«, sagte sie. »Und denk nicht weiter dran.«

Ich versuchte, ihr zu gehorchen, aber die Frau im

Wasser hatte mich in ihren Bann geschlagen. Sie kam mir bekannt vor. Vielleicht war mir das Antlitz des Todes aber auch derart vertraut, dass ich sie nur zu kennen glaubte. Der Tod schaffte es ja immer ganz gut, in meiner Nähe zu bleiben.

Der Junge mit dem blonden Bürstenhaarschnitt kam zu uns, schaute ebenfalls hinab und stieß einen leisen Pfiff aus. »Jetzt ist aber genug – so etwas sollten sich Damen doch nicht ansehen.« Er griff nach unseren Händen und zog uns zurück in die Reihe. Beim Loslassen musterte er uns von Kopf bis Fuß. Zweifelsohne versuchte er sich einen Reim darauf zu machen, warum wir uns anstellten, um an Bord eines Kriegsschiffs zu gehen, ohne eine Uniform zu tragen. »Sie sind nicht beim Women's Army Corps, oder?«

»Nein«, sagte Jayne, »wir sind Schauspielerinnen.«

Er runzelte die Stirn. Unsere Rolle im Krieg war ihm offensichtlich nicht sofort klar.

»Wir machen bei den USO-Camp-Shows mit«, sagte Jayne.

»Wohin soll's denn gehen?«

»Auf die Salomonen«, erläuterte ich. »Wir machen die Fronttournee.«

Er wandte sich wieder an seine Freunde. »Wow, Leute, die Mädels hier sind von der USO.«

Sofort schob uns einer seinen Koffer hin und drehte ihn so, dass wir eine Bank zum Sitzen hatten. Unser eigenes Gepäck – auf Anordnung der United Service Organizations nur vierundzwanzig Kilo schwer – war bei einem Gepäckträger, der versprochen hatte, es aufs Schiff zu bringen, bevor wir den Hafen verließen.

Die Männer bombardierten Jayne mit Fragen, wollten

wissen, wen wir kannten, wo wir schon aufgetreten waren und ob sie uns schon mal irgendwo gesehen haben könnten. Jayne zählte eine ganze Reihe unbedeutender Theaterstücke, C-Prominenter und New Yorker Bezirke auf, von denen die meisten noch nie gehört hatten. Ich mischte mich nicht ein. In Gedanken war ich im Wasser und paddelte wie ein Hund, um bei der Leiche zu bleiben.

Warum kam sie mir so bekannt vor? Ich trat erneut aus der Schlange ans Hafengeländer, um das im Wasser treibende Mädchen zu betrachten. Sie war nicht mehr da. Obgleich es nicht mehr zu sehen war, konnte ich noch das Tuckern des Motorboots hören, das zum Anleger zurückfuhr. Schon ließ sich auch eine jammernde Sirene vernehmen, die schnell lauter wurde, als ein Krankenwagen in einer Kakophonie aus Lärm und Blaulicht auf den Kai gefahren kam. Die Sanitäter sprangen aus dem Führerhaus und zogen eine Bahre hinten aus dem Wagen. Sie bewegten sich zu schnell. Vielleicht wussten sie noch nicht, dass sie bereits tot war. Oder sie hatten Anweisung bekommen, den Leichnam zu bergen, bevor er noch mehr Aufsehen erregte. Schließlich wollte niemand, dass Soldaten an den Tod denken mussten.

Irgendwann ging den Jungs der Gesprächsstoff aus, und Jayne ersetzte die angelegentliche Plauderei durch die Zeitschriften, die sie als Reiselektüre eingepackt hatte. Während ich nach der Bahre auf dem Rückweg Ausschau hielt, blätterte sie durch eine Ausgabe der *Photoplay*.

»Unglaublich!« Ihre Stimme riss mich aus den Gedanken. Ich ging zurück zur Schlange und fand sie mit

gerunzelter Stirn über dem Foto einer Frau in einem derart eng sitzenden schwarzen Samtkleid, dass ihre Vorderfront auf eine zweite Seite überquoll.

»Was ist?«, fragte ich.

»Wusstest du, dass MGM Gilda DeVane fallengelassen hat?«

Ich setzte mich neben sie und richtete meine Aufmerksamkeit zu gleichen Teilen auf sie und die heulende Sirene. »Nein. Aber ich würde wetten, dass Gilda DeVane nichts über die im Hafen treibende Tote weiß.« Gilda DeVane war der Inbegriff eines Hollywood-Stars. Sie hatte mit Musikkomödien angefangen, aber irgendjemand irgendwo hatte gemerkt, dass sie darin fürchterlich fehlbesetzt war, und ihr geholfen, sich ihren heutigen Ruf als ultimative Femme Fatale zu machen. Sie sah unglaublich gut aus – grüne Augen, blonde Haare, perfekte Figur – und gab einem mit jedem ihrer Leinwandauftritte das Gefühl, selbst etwas falsch zu machen. Immer spielte sie harte Frauen, die böse Dinge taten, gegen Ende der letzten Rolle Zelluloids aber ihr Fehlverhalten einsahen. Falls man den Magazinen Glauben schenken durfte, war Gilda auch im echten Leben genau wie ihre Leinwandfiguren – ohne die schlussendliche Wendung zum Guten allerdings. Sie verschliss die Männer nur so, war zwei Mal verheiratet und mindestens sechs Mal verlobt gewesen, und wenn in den Boulevardheftchen ein Gerücht ohne Nennung eines Namens in die Welt gesetzt wurde, ging es meistens um sie. Ihr neuester Geliebter war Van Lauer, ein noch unbekanntes Gesicht, der aber von allen für den nächsten Tyrone Power gehalten wurde. Ein gut aussehender Junge mit einiger Schauspielerfahrung. Und einer Ehefrau.

»Man hat ihr auf jeden Fall den Vertrag gekündigt, ohne dasselbe auch mit Van Lauer zu machen«, sagte Jayne.

»Warum sollte er auch noch rausgeworfen werden?«

Jayne seufzte und gab sich keine Mühe, ihr Missfallen ob meiner Unwissenheit zu verbergen. Für sie las ich eindeutig nicht die richtigen Dinge. »Weil sie beide zu spät zu den Dreharbeiten erschienen sind. Das stand doch in allen Zeitungen.«

»Nicht in denen, die ich gelesen habe.« Über ihre Schulter gebeugt überflog ich den Artikel. Tatsächlich hatten Metro Goldwyn Mayer vor einem Monat ihren größten weiblichen Star gehen lassen. Der Autor vermutete, dass die Beziehung zwischen DeVane und Lauer der Grund für ihren Rausschmiss war, obwohl das Verhältnis zwischen den beiden laut Gerüchteküche auch schon wieder Schnee von gestern war. »Warum haben sie denn dann Lauer nicht gefeuert?« fragte ich. »Immerhin ist er doch derjenige mit der Frau und dem Skandal. Und mittlerweile müssten sie doch wissen, dass sie bei Gilda mit so was zu rechnen haben.«

Jayne zuckte mit den Schultern. »Frag mich nicht.« Die wahrscheinlichste Antwort war, dass mit Lauer mehr Geld zu verdienen war – oder dass jemand bei MGM zumindest daran glaubte. Gilda war auf dem absteigenden Ast, weswegen man sich, statt vor ihr den Kotau zu machen, seinen Wünschen gefügt und ihr die Tür gewiesen hatte, als die Affäre in den Zeitungen landete. Die Verlogenheit von Hollywood war einer der vielen Gründe, warum ich fest vorhatte, in New York zu bleiben. Nun ja – ein bisschen auch, weil Hollywood kein Interesse an mir zeigte. »Ich hoffe, Twentieth Century

Fox macht mit ihr einen größeren und besseren Deal«, sagte Jayne und blätterte auf die nächste Seite, wo der schmucke Van Lauer in einer Air Force-Uniform abgebildet war.

Ich schob die Zeitschrift von mir. »Ist das nicht wieder typisch? Er darf den Helden spielen, während sie als Hure ihres Weges ziehen muss.« Aus seiner Sicht sicher ein geschickterer Schachzug, als sich nur auf die Schauspielkarriere zu konzentrieren. Ich hatte erst letztes gehört, dass die Oscar-Statue wegen der kriegsbedingten Kontingentierung überarbeitet werden sollte. Anstatt aus Metall sollte sie jetzt aus Gips gemacht werden – eine interessante Metapher für die Art und Weise, wie der Krieg sogar Hollywood veränderte. Es reichte nicht mehr, schauspielerisch begabt zu sein. Die amerikanische Öffentlichkeit hatte schließlich bemerkt, dass Schauspieler selbst nicht viel mehr als bemalter Gips waren, und wollte jetzt echte, für unser aller Freiheit kämpfende Helden und keinen – angeblich ausgemusterten – Errol Flynn, der ihr im Kino etwas vorspielte. Was für alle bisherigen Leinwandhelden bedeutete: Wer weiter für wichtig erachtet werden wollte, hatte sich in Form zu bringen und aufs Schiff zu gehen.

Sich als Soldat zu verpflichten war ein brillanter Schachzug von Lauer. Der Krieg hatte eine Menge Schrecken zur Folge, war aber auch zu einer öffentlichkeitswirksamen Chance für tausende von Karrieren geworden, die etwas Anschub brauchten. Egal, was für ein fieser Geselle man war – man musste nichts weiter tun als zur Armee zu gehen, Krieganleihen zu kaufen oder einem Krankenhaus voller Veteranen einen Besuch abzustatten, und schon hatte die Öffentlichkeit vergessen,

mit welchen Missetaten man vorher in Verbindung gebracht worden war. Eine Möglichkeit, die nicht nur Hollywood-Stars offen stand. Als Charles Lindbergh in die Uniform stieg und für die Alliierten in den Kampf zog, vergaß die amerikanische Öffentlichkeit schließlich auch recht schnell, dass er vorher die Nazis unterstützt hatte. Der Krieg konnte alle von ihren Sünden lossprechen. Vielleicht sogar Mörder.

Die Rettungssanitäter kamen vom Kai zurück. Der Leichnam war auf der Bahre festgezurt und mit einem weißen Tuch bedeckt worden, das in der Brise flatterte. Eine Hand allerdings hatte sich gelöst, hing schlaff herab und schwang vor und zurück, als die Männer über die unebenen Bohlen gingen. Die Fingernägel der Frau waren Victory-Rot lackiert, und wegen der leuchtenden Farbe vor ihrer bleichen Haut sah es für einen Augenblick so aus, als ob ihr Blut von der Hand tropfte.

Der Krankenwagen fuhr weg, und die Hafenpolizei kam vom Schiff. Falls sie den Täter gefunden hatten, machten sie sich nicht die Mühe, ihn mitzubringen. »Gehen Sie weiter«, rief jemand dem Kopf der Schlange zu, und plötzlich ging es Stück für Stück voran. Jayne und ich standen auf, ganz erpicht darauf, aufs Schiff und aus der Sonne zu kommen. Schnell traten wir vom Pflaster auf den Landungssteg.

»Jetzt geht's los«, sagte Jayne.

»Jetzt geht's los«, echote ich und schloss in der Tasche die Hand um ein Foto, das ich kurz vor unserer Abreise aus New York eingesteckt hatte. Es war ein Bild von meinem Ex-Freund Jack, dem Grund für dieses irrsinnige Unterfangen. Auf dem Foto trug er noch keine Uniform, war noch der Jack vor dem Krieg, auf den Lip-

pen ein Schauspielerlächeln, das für ein Stück warb, in dem er mitspielte. Als er mir den Abzug des Bildes gegeben hatte, hatte ich ihn in einer Schublade verstaut, weil ich es komisch fand, eine Art Erinnerungsstück von jemandem zu bekommen, den ich täglich sah. Vielleicht war er aber doch vorausschauender gewesen, als ich ihm zugetraut hatte.

Als ich mich noch einmal umdrehte, sah ich, wie Soldaten und Matrosen Familienmitglieder umarmten, die gekommen waren, um sich zu verabschieden. Jeder Abschied brach mir ein bisschen das Herz: Mütter, die sich die Gesichter ihrer Söhne einprägten, Frauen, die um einen noch ein bisschen länger währenden Kuss bettelten, und Kinder, die jene Tränen vergossen, die die Erwachsenen runterzuschlucken versuchten.

»Jetzt gibt's kein Zurück mehr«, sagte Jayne.

Ich war mir nicht sicher, ob sie uns oder die anderen meinte, ging aber von Ersterem aus.

»Nein. Kein Zurück mehr.« Ich hatte die letzten vierundzwanzig Stunden nicht mehr geschlafen und merkte, wie das Adrenalin, das mich bislang bei der Stange gehalten hatte, langsam zur Neige ging. Was danach kommen würde, konnte ich mir denken. Die manische Energie, die ich aufgebracht hatte, um uns hierher zu bringen, würde versiegen, und an ihre Stelle würde der Strom der Gefühle treten, die ich seit Tagen zu unterdrücken versuchte. Wir waren dabei, aus Amerika wegzugehen. Wir ließen Karrieren hinter uns, die gerade erst Fahrt aufgenommen hatten, und ein Zimmer im Wohnheim, das nicht unter allen Umständen für uns frei gehalten würde. Wir verließen enge Freundinnen, noch innigere Feindinnen und einen Kater, der mich durch-

schaute hatte. Wir verließen alles Vertraute und fuhren in ein fremdes Land, mit einem Vorhaben, das im besten Falle unklug war.

»Glaubst du, wir machen etwas falsch?«, fragte ich.

Diese Frage hatte ich bislang noch gar mit ihr besprochen. Jayne war die Art Freundin, die auf den Vorschlag, auf der Suche nach einem vermissten Ex-Freund in die Südsee zu reisen, mit der Gegenfrage »Was soll ich einpacken?« reagierte. Nie würde ihr in den Sinn kommen, mich deswegen für völlig von der Rolle zu erklären. Wenn sie mich andersherum mit ähnlichen Plänen konfrontiert hätte, wäre auch ich sofort zur Stelle gewesen – zumindest bildete ich mir das ein. Noch waren die Grenzen meiner Freundschaft nicht so weit strapaziert worden.

Jayne drückte meine Hand. »Wir machen nichts falsch, wir erleben ein Abenteuer.«

Auf dem Pier hinter uns hob ein Matrose sein Mädchen in die Höhe und drehte sich mit ihr im Kreis. Er ging nicht auf ein Schiff nach irgendwo, sondern kam auf Urlaub nach Hause, gesund und munter, aus irgendeiner Hölle dieser Erde, wo er stationiert gewesen war. Die Gesichter der beiden barsten fast vor Freude. Es war kein schön anzusehendes Glück. Sie schienen panisch nacheinander zu greifen, als ob der Boden, auf dem sie standen, Treibsand wäre.

»Wir finden ihn«, sagte Jayne.

»Versprochen?«, fragte ich.

»Großes Indianerehrenwort.«

Das war keine allzu große Garantie, aber ich musste trotzdem lächeln.